

Bettina  
Balàka  
Unter  
Menschen

HAYMON

*Roman*



HAYMONeBOOK

Bettina Balàka

# Unter Menschen

*Roman*

# Inhalt

Titel

Zitat

Fekete

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

Robert Pattinson

1.

2.

3.

4.

Ricky

1.

2.

3.

4.

5.

Rocco

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20.

21.

Zorro

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

Bagheera

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20.

21.

22.

23.

24.

25.

26.

27.

Berti

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

Danksagung

Bettina Balàka

Zur Autorin

Impressum

Weitere E-Books aus dem Haymon Verlag

Weitere E-Books aus dem Haymon Verlag

Weitere E-Books aus dem Haymon Verlag

Weitere E-Books aus dem Haymon Verlag

*„I have a theory that every time you make an important  
choice,  
the part of you left behind continues the other life you  
could have had.“*

Jeannette Winterson

**Fekete**



## 1.

Berti war gebürtiger Ungar. Seine Mama Pihe (was soviel wie „Flocke“ bedeutete) war ein schneeweißer Jack Russell Terrier mit einem lohfarbenen Abzeichen an der Schwanzwurzel und einem gleichfärbigen rechten Ohr. Mit fünf Jahren war sie noch nicht alt, hatte aber bereits sieben Würfe gehabt und fühlte eine Erschöpfung, von der kein Schlaf mehr Erholung brachte. Waren die Welpen fünf bis sechs Wochen alt, nahm man sie ihr weg und wartete, bis sie wieder läufig wurde. Dann ließ man den Rüden zu ihr.

Diesmal aber, infolge menschlicher Verstrickungen, die von sogenannten unvorhergesehenen Umständen rührten, wartete man einen halben Tag zu lang. Pihe war läufig, sie lag allein in ihrem Zwinger und ihr verführerischer Duft breitete sich in der ganzen Nachbarschaft aus.

Bertis Papa hatte, da er niemandem gehörte, keinen Namen. Seine Fortpflanzung und die Weitergabe seiner Gene waren von niemandem erwünscht, nicht nur, weil er ein Straßenhund, sondern auch, weil er das Ergebnis einer Kreuzung war, und zwar der eines Dackels und eines Schnauzers. Das Auge des Betrachters – insbesondere, wenn dieser von auswärts kam, sodass ihm die vertrauten Streuner nicht von Grund auf verhasst waren – vermochte in der äußeren Erscheinung des Rüden durchaus Schönheit zu entdecken: Er hatte den sprichwörtlichen Blick und die sprechenden Brauen des Dackels, ebenso wie – wenngleich auf höheren Beinen stehend – den langen Rücken und die dazugehörige lange Schnauze. Von der Nasen- bis zur

Schwanzspitze war sein Fell kohlrabenschwarz. Wenn er rannte, klappten seine Hängeohren nach hinten und gaben die rosige, gekräuselte Innenseite frei. Vom Schnauzer hatte er das struppige Haar und am Kinn ein prächtiges Bärtchen. Seine Augen sahen aus wie glänzende Seifenblasen, in denen zwei braune Sterne gefangen waren.

Der Streuner folgte dem verführerischen Duft der unbekannten Hündin und trabte bis zu dem langen Lattenzaun am äußersten Rand des Dorfes, wo die Häuser schwarze Schlieren angenommen hatten, sodass sie aussahen wie verweinte Gesichter, wo die Straße nicht mehr asphaltiert war und sich bei Regen in einen ockerfarbigen Spiegel verwandelte, und wo zwischen den Obstbäumen ausrangierte Kühlschränke, Kaninchenställe und Autowracks verrotteten. Bertis Papa kannte die Gegend. Der Geruch vieler Hunde wehte über den langen Lattenzaun, von Französischen Bulldoggen, Toy Terriern, Papillons, Maltesern, Chihuahuas und Jack Russells, von Rüden, Hündinnen und vielen, sehr vielen Welpen. Man roch die hohe Note des Urins, die älteren Schichten und die täglich erneuerten, da die Hunde aus ihren Verschlägen nie herauskamen, man roch die tieferen Noten von Nachgeburten und Blut, von muffigem Fell und unbehandelten Geschwüren, man roch die säuerliche Note von verdorbenem Essen und die beklemmende von Aas. Man hörte die Hunde kläffen. Sie kläfften aus Langeweile, aus Zorn, oder weil die anderen kläfften. Der schwarze

Streuner kläffte zurück, nur so aus Prinzip, und lief, die Nase knapp über dem Boden in einer Zickzack-Bewegung führend, den Lattenzaun entlang. Schließlich fand er, wonach er suchte: die Stelle, wo Pihes Geruch sich verdichtete, wo sie nur durch ein paar Bretter von ihm getrennt im Staub stand und nach allen Richtungen lauschte. Er kläffte wieder, aber diesmal mit einem liebenswürdigen Unterton, um die fremde, duftende Hündin zu begrüßen, und Pihe kläffte freundlich zurück.

Bertis Papa war, ohne es zu wissen, vor Kurzem zwei Jahre alt geworden. Er hatte gelernt, Mäuse und anderes Getier zu fangen, was ihm einen Vorteil gegenüber den ewig hungernden Müllfressern verschaffte. Muskulös, ausdauernd, schnell und mit einem furchteinflößenden tiefen Knurren begabt, hatte er dem alten Erztyrann der Dorfgosse, einem sabbernden, übellaunigen Boxermischling, bereits eine empfindliche Verletzung am rechten Hinterlauf und an seinem Ego zugefügt. Es kam ihm vor, als würde seine Kraft täglich wachsen. Sein Körper, der sich so mühelos streckte und wand und in die schmalsten Öffnungen hineinbog, war ein Quell der Wonne. Und oh – die Hündinnen! Sie wurden auf ihn aufmerksam, sie wussten seine Leistungen zu schätzen, und immer öfter ließen sie es zu, dass er sie deckte. Bisher war er den langen Lattenzaun nur entlang gelaufen, hatte ihn als natürliche Grenze akzeptiert, aber heute war er bereit, etwas Neues zu wagen. Er brach aus der geraden Richtung aus, wandte sich seitwärts und begann, am unteren Ende

der Bretter, wo sich eine schmale Ritze zwischen diesen und dem Erdboden befand, mit seinen mit kräftigen Krallen bewehrten Vorderpfoten zu graben.

Auf der anderen Seite des Zaunes legte sich Pihe ganz nahe zu der Stelle, wo das Scharren zu hören war, hielt den Kopf schief und lauschte. Seit die Läufigkeit eingesetzt hatte, war sie alleine in dem Zwinger und hatte kein Ziel für die wachsende Unruhe in ihrem Körper. Jeden zweiten oder dritten Tag kam die Frau, die ihr mit Wasser verdünnte Essensreste in eine alte Babybadewanne schüttete. Um zu fressen, musste die Hündin in die Wanne springen und in der Brühe stehen; wenn sie wieder herauskam, hingen Reiskörner und Krautfäden in ihren nassen Pfoten. Doch seit einigen Tagen schwand der Inhalt der Wanne nicht mehr. Als die Frau bemerkte, dass Pihe nicht fraß, hatte sie als Bonus ein paar Scheiben hartes Toastbrot ausgegeben, die aber ebenfalls nicht angerührt wurden. Pihe stand im Staub und witterte, den schwarzen, weichen Nasenspiegel in alle Richtungen biegend, mit geöffnetem Maul, sodass der Geruchsstrom auch über Zähne und Zahnfleisch glitt, sie biss sich in die lohfarbene Schwanzwurzel, sie drehte sich im Kreis. „Bald kommt der Rüde“, hatte die Frau gesagt, „er ist nur gerade ausgeliehen, aber bald kommt er zurück.“

Bertis Papa war ein versierter Gräber. Er grub die Kinderstuben der Wühlmäuse aus, er hatte Maulwürfe und sogar ein Kaninchen erwischt. Es kostete ihn nicht allzu viel Zeit, die schmale Ritze zu einem ausreichenden

Durchgang zu erweitern, und sobald sie seine Pfoten unter dem Zaun hervorkommen sah, wurde auch Bertis Mama von der Grablust angesteckt und half von ihrer Seite aus mit. Dann trat sie zurück und beobachtete mit leise wedelnder Rute, wie der schwarze Rüde sich durch das Loch zwängte.

Er näherte sich ihr höflich, mit großem Umweg und von der Seite. Sie ließ ihn an ihrem Hinterteil schnüffeln und schnüffelte dann an seinem, wobei sie in vielen Umdrehungen tanzten. Sie forderte ihn zum Fangenspielen auf und Runde um Runde tollten sie durch den Zwinger. Sie legte sich auf den Rücken und ließ ihn an ihren Geschlechtsteilen schnuppern, dann sprang sie schnell auf und rannte weiter im Kreis vor ihm her. Sobald die Stimmung genügend angeregt war, paarten sie sich. Danach verloren sie umgehend das Interesse aneinander. Der schwarze Streuner verschlang die harten Toastbrotscheiben und erfrischte sich mit etwas Brühe aus der Babybadewanne. Er sah sich noch ein wenig im Zwinger um, fand nichts weiter Brauchbares und robbte durch das Loch unter den Zaunlatten wieder zurück auf die ockerfarbene, in den Lehm eingegrabene Straße. Obwohl kein anderer Hund zu sehen war, ging er im Imponiertrab davon und folgte der bitteren Geruchsmischung von Eichhörnchenkot, Schierling und siegreichen Kämpfen in den nahen Wald.

Pihe starrte eine Weile das Loch an, in dem er verschwunden war, beschnüffelte es ausgiebig, dann

zwängte auch sie sich hindurch. Sie sah sich die fremde Welt an, in der Häuser mit schwarzen Schlieren in verwahrlosten Obstgärten standen, ein paar Krähen über die mit Pfützen gefüllte Straße hopsten, und in der Ferne, jenseits eines brachen Feldes, ein winziger schwarzer Schatten in einem großen schwarzen Schatten verschwand. Pihe trank aus einer Pfütze, dann kroch sie durch das Loch unter dem Lattenzaun wieder zurück in ihren Zwinger, legte sich auf den Stapel feuchter Zeitungen, der ihr als Bett diente, und schlief ein.

Am Nachmittag kamen die beiden Männer – der Mann und der Sohn der Frau, die das Essen brachte – und ließen den Jack Russell-Rüden, der Pihe schon die beiden letzten Male gedeckt hatte, in ihren Zwinger. Doch Pihe war unfreundlich. Sie schnappte nach ihm, knurrte ihn an, ließ ihn nicht einmal an sich schnuppern. Von ihrem Duft in zunehmende Aufregung versetzt, wurde er immer zudringlicher, duckte sich unter ihrem Schnappen hindurch, versuchte, sie von der Seite und sogar an ihrem Gesicht zu bespringen. Die beiden Männer schüttelten die Köpfe über so viel Ungeschick.

Die Hündin knurrte, schnappte, kläffte. Das Reißen ihres Geduldsfadens war von einem Aufwallen letzter Energiereserven begleitet, und sie ging in Angriffsposition. Fest stemmte sie die Vorderbeine auf den Boden und verlagerte das Gewicht nach vorne. Dabei war sie so angespannt, dass ein leichtes Zittern durch ihren Körper ging. Die Rute war waagrecht nach hinten gestreckt, ein

Balancierstab. Das Nackenhaar war gesträubt, die Nase kräuselte sich. Pihe zog die Oberlippe hoch, bis man das Zahnfleisch sah. Ihr Knurren wurde leiser, und umso bedrohlicher dadurch.

Der Rüde war um einiges jünger und um vieles dümmer als sie. Als er wieder wie ein Zicklein auf sie zuhopste, griff Pihe an. Eine Fahne aus Kiesel und Staub spritzte auf die beiden Männer. Ineinander verkeilt drehten sich die Hunde wie ein rasender Kreisel. Dabei gurgelten sie aus den geöffneten Fängen, und wenn ein Biss saß, jaulte einer von ihnen auf. Als den Männern klar wurde, dass sich daraus keine Liebesgeschichte mehr entwickeln würde, beschlossen sie, die Hunde zu trennen. Mit einem Fußtritt ging der Sohn dazwischen, wodurch der Vater den Rüden zu fassen bekam, ihn hoch und höher hob, außer Reichweite von Pihe, die wie ein Gummiball an ihm hochsprang.

In diesem Moment entdeckte der Sohn das Loch unter dem Zaun. Mit einer Kette von Flüchen machte er seinen Vater darauf aufmerksam, kniete sich in den Staub, versuchte, durch das Loch nach draußen zu sehen. Der Vater klemmte sich den zappelnden Rüden unter den Arm und rannte aus dem Zwinger. Nachdem er den Hund in einem Verschlag deponiert hatte, stürzte er auf die Straße hinaus, um das Loch von der anderen Seite zu begutachten. Durch den Lattenzaun hindurch informierte er seinen Sohn, dass das Loch unzweifelhaft von außen gegraben worden war. Was das bedeutete, wussten sie nur zu gut: Nicht Pihe

hatte einen Ausbruchversuch gemacht, sondern ein Eindringling hatte sich Zutritt verschafft. Die Chancen, dass es sich dabei um einen Rüden gehandelt hatte, waren hoch. Die Chancen, dass dieser ein reinrassiger Jack Russell Terrier gewesen war, waren gering.

Von dem Geschrei angelockt, lief nun auch die Frau aus dem Haus und in Pihe's Zwinger. Ihr Mann kam ebenfalls wieder herein, auf den Armen ein paar Ziegel, die er wütend in das Erdloch zu stopfen begann, während ihr Sohn sie über die Details der unglückseligen Ereignisse informierte. Die Frau rang die Hände, rief herausragende katholische Heilige an und schimpfte mit Pihe, die einen fremden Streuner herein- und offenbar auch wieder hinausgelassen hatte, anstatt ihn zu vertreiben oder wenigstens in seine Einzelteile zu zerlegen. Die solchermaßen Angeklagte hatte sich indessen wieder auf ihren Zeitungsstapel verkrochen und hechelte erschöpft. Die Menschen berieten sich. Es gab nur eine Lösung: Die Hündin musste noch einmal gedeckt werden. Nur so bestand die Hoffnung, dass zumindest einige der Spermien des Jack Russell-Rüden den Wettlauf gegen jene des Streuners gewannen, Eizellen erreichten und sich mit diesen zu einwandfreien Jack Russell-Welpen verbanden. Wenn man Glück hatte, waren dann von sechs Welpen zwei oder drei vom gewünschten Vater. Dies konnte aber nur geschehen, wenn die Deckung möglichst bald vonstattenging, da anderenfalls alle Eizellen bereits von Streunerspermien besetzt waren und sich mit diesen zu



scheußlichen Bastardkonglomeraten verbanden. Man beschloss, Pihe eine Viertelstunde Pause zu gewähren. Die Frau holte aus dem Haus ein Würstchen, um die Laune der Hündin zu heben. Es funktionierte. Der Rüde wurde wieder gebracht, und diesmal ließ Pihe ihn an sich heran.

## 2.

Mit höchster Anspannung war Pihes Wurf erwartet worden, und als man eines Morgens die fiependen Knäuel entdeckte, ließ man sie sogleich von Hand zu Hand gehen. Jack Russell oder Promenadenmischung, was würde aus ihnen wohl werden? Verwandte und Nachbarn erschienen, um ihre Meinung zu den blinden, noch undefinierten Würmern abzugeben. Fünf Welpen hatte Pihe geworfen, weniger als sonst, und vier davon waren weiß mit winzigen lohfarbenen Abzeichen – für diese bestand Hoffnung. Der fünfte aber, ein kleiner Rüde, war von der Nasen- bis zur Schwanzspitze kohlrabenschwarz – hier war Hopfen und Malz verloren. Berti – denn um diesen handelte es sich – hörte nun jenes ungarische Wort, das er als den ersten seiner vielen Namen ansah: Fekete. Das bedeutete: Schwarz. Der Zufall wollte es, dass es sich dabei auch um den Familiennamen seiner Besitzer handelte, und man hätte nun den Schluss ziehen können, dass die Feketes ob dieses Umstandes eine besondere Verbindung zu Berti empfanden, aber das Gegenteil war der Fall. Nur den weißen Welpen schenkte man Aufmerksamkeit, nur für die weißen wurde Bertis Mama mit Rosinenbrötchen gefüttert,

ja, es kam sogar vor, dass man Berti mitten im Saugen von der Zitze wegzog und einen weißen daran ansetzte.

„Vielleicht wird er ja noch ganz süß, und wir können ihn verkaufen“, sagte Frau Fekete zweifelnd.

„Niemals“, erwiderte ihr Mann, „er sieht aus wie etwas, das direkt aus der Hölle kommt. Wie ein kleiner Teufel.“

„Wie diese scheußlichen südamerikanischen Fledermäuse“, fügte der junge Fekete hinzu, der eine Dokumentation im Fernsehen gesehen hatte.

Schon bald aber fielen auch die weißen Welpen in Ungnade. Ihre Rücken wurden lang und länger, ebenso wie ihre Schnauzen, sie bekamen struppiges Fell und kleine Kinnbärtchen. Es bestand kein Zweifel: Zwar hatten sie die Färbung ihrer Mutter, davon abgesehen aber waren die Gene des Streuners zum Zug gekommen.

Hündin und Welpen wurden fortan sich selbst überlassen. Es gab auch keine Rosinenbrötchen mehr.

### 3.

Als die Welpen sechs Wochen alt waren, kam der junge Fekete mit einer Transportbox in den Zwinger. Pihe wusste, was nun folgte, und hektisch begann sie ihre Jungen abzuschlecken, als müsste sie sie für die Reise zurechtmachen.

Sie hatte nie jenen Zeitpunkt erlebt, zu dem eine Hundemutter ihren groß gewordenen Jungen klarmachte, dass diese Mutter-Kind-Sache nun vorbei sei und sie sie in Ruhe lassen sollten. Soweit war es nie gekommen. Bei

ihren ersten beiden Würfen hatte Pihe Widerstand geleistet, hatte geknurrte, gebellt, die Zähne gefletscht, war immer wieder mit allen vieren seitlich gegen den Mann gesprungen, bis dieser aus der Hocke in den Staub kippte, und einmal hatte sie ihn sogar in den Finger gebissen. Das aber hatte sie mit Schlägen und längerer Haft in einem kleinen Käfig gebüßt, sodass sie in der Folge resignierte und dem Raub ihrer Welpen nur mehr mit unterdrücktem Winseln zusah.

Der junge Fekete brachte die vollgestopfte Transportbox zu dem klapprigen Passat, mit dem man die Hunde über die Grenze nach Österreich brachte (die besseren Autos wurden dafür nicht verwendet, da der Verkauf aus ihren Kofferräumen kaum funktionierte – der Kunde hatte wohl nicht das Gefühl, etwas Gutes zu tun, wenn er Welpen aus einem fabrikneuen Hyundai erwarb). Dann ging er, um einen Wurf Malteser und die erst fünf Wochen alten Französischen Bulldoggen zu holen. Frau Fekete erschien mit drei Wäschekörben, deren Böden mit Papierstreifen aus dem Schredder bedeckt waren – in diese würden die Welpen dann zum Verkauf gesetzt werden. Skeptisch betrachtete sie Berti, der eine winzige Pfote durch das Gitter der Transportbox steckte. Leider gelang es ihm nicht, die Pfote auch wieder hineinzuziehen, sodass er in reichlich ungemütlicher Position am Gitter hängen blieb. Frau Fekete machte keinerlei Anstalten, ihm zu helfen.

„Ich bin gespannt, ob den jemand will“, sagte sie. „Er ist so schwarz, dass man eigentlich gar kein Gesicht sieht. Er

ist nur ein schwarzer Fleck.“

„Für Thailand wäre er perfekt“, erwiderte ihr Sohn, der einen Artikel im Internet gelesen hatte, „dort gilt schwarzer Hund als besonders wohlschmeckend und bekömmlich.“

#### 4.

Die Feketes hatten drei Verkaufsargumente für ihre Welpen. Erstens: Sie waren niedlich, und zwar weitaus niedlicher als jene, die man beim regulären Züchter bekam. Dies lag daran, dass sie auch weitaus jünger waren als bei diesem. Der reguläre Züchter gab die Welpen – egoistisch, vermutlich, um selbst die niedlichste Zeit mit ihnen zu erleben – erst in einem Alter ab, in dem sie aus der Niedlichkeit bereits herausgewachsen waren. Was sollte das für einen Sinn haben? Der Mensch – und namentlich die Frau – wollte Hundebabys haben, die an Fingern nuckelten, aus Handtäschchen guckten und hilflos torkelten und tapsten, nicht muskelbepackte Teenager-Hunde, die schon Flausen bekamen.

Zweitens: Der Preis. Die Welpen der Feketes waren nicht nur niedlicher, sondern auch erheblich billiger als die vom regulären Züchter. Ungefähr halb so teuer. Und das, obwohl es sich um reinste Rassehunde handelte. Ein Spitzen-Preis-Leistungs-Verhältnis.

Der dritte verkaufsfördernde Faktor wirkte subtil und war von den Feketes mit feinem psychologischen Gespür in jahrelanger Beobachtung erkannt worden. Der

österreichische Kunde, der ja nur zur Hälfte ein Ost-, zur anderen aber ein Westeuropäer war, schätzte das gute Gefühl, das mit dem Bewusstsein einherging, sich karitativ zu betätigen. Er – und namentlich sie – wollte nicht nur einen Hund haben, sondern ihn auch retten. Der Welpen sollte also nicht nur niedlich und billig sein, sondern auch aus düsteren Verhältnissen freigekauft werden können – daher der klapprige Passat. Als Verkäufer fungierten Vater und Sohn, die sich dafür eigens einen Dreitagebart stehen ließen und ausgebeulte Jogginganzüge anlegten. Sie gaben sich einen mürrischen Anschein und packten die Welpen hart an. Mutter Fekete im feinen Kostüm und mit frischgefönten Haaren hatte sich als verkaufshindernd erwiesen. Bei einer so netten, adretten Frau, dachten die Leute, hatten es die Hunde sicher gut.

## 5.

Sie fuhren über die Grenze nach Österreich und weiter nach Wien, wo sie des älteren Fekete Schwester besuchten, die dort als Sozialpädagogin am Jugendamt dafür sorgte, dass niemand seine Kinder vernachlässigte. Heute aber war Samstag und sie empfing die Verwandten zu Hause mit Kaffee, Kuchen und Energydrinks. Einen der Malteserwelpen übergab man ihr, sie würde ihn an eine Arbeitskollegin verkaufen, der Rest der Hunde wartete im Kofferraum. Nach guten zwei Stunden ging es weiter zur Westautobahn, auf dieser eine Stunde lang bis zu einem altbewährten Rastplatz mit Picknicktischen und Toiletten.

Hier blieben die Leute gerne stehen, es war ein sauberer, gemütlicher Rastplatz mit landschaftlich schönem Hintergrund: Das Stift Melk lag auf seinem Hügel wie eine rotgoldene Brosche auf grünem Samt. Das Wetter war herrlich. Man hatte sehnsüchtig darauf gewartet, denn dass schönes Wetter auf den verkaufstechnisch günstigen Samstag fiel, kam nicht unbedingt nach Bedarf vor. Ein frischer, leuchtend blauer Himmel spannte sich über die Autobahn, eine Maisonnee blitzte, die schon an den Juni denken ließ. Die Feketes parkten an einer gut einsehbaren Stelle, öffneten den Kofferraum und räumten die Welpen aus den Transportboxen in die Wäschekörbe um. Sie stellten zwei Campingstühle auf, in denen sie sich mit weiteren Energydrinks niederließen.

Die Kundschaft ließ nicht lange auf sich warten. Frauen flehten ihre Männer an, Kinder ihre Eltern: Bitte! Bitte! Er ist so süß. Er ist so billig. Man tut doch auch etwas Gutes, wenn man so einen kleinen Kerl aus Ungarn und aus dem Wäschekorb befreit. Wer weiß, was die mit denen machen, die nicht verkauft werden!

Am frühen Nachmittag hatten bereits zwei Drittel der Welpen den Besitzer gewechselt, waren in schützende Arme und an pochende Herzen gepresst davongetragen worden. Manche Leute, die nicht genügend Bargeld dabei hatten, fuhren sogar von der Autobahn ab, um einen Bankomaten zu suchen. Am besten gingen die Französischen Bulldoggen – laut Ansicht von Frau Fekete wurden sie deshalb so gerne von Frauen gekauft, da es ein

Leichtes war, neben ihnen schön auszusehen. Aber auch Pihe's weiße Welpen fanden ihre Abnehmer, der Begriff „Jack Russell-Mix“ wirkte auf die Kunden elektrisierend. Zum einen war es sympathisch, einen Mischling zu besitzen, wies man sich dadurch doch als tolerant und weltoffen aus, zum anderen waren Jack Russells sehr in Mode gekommen, nachdem einer ihrer akrobatisch besonders talentierten Vertreter eine deutsche Castingshow gewonnen hatte. Es lag also im Trend, sich einen Jack Russell oder zumindest Jack Russell-Mix zuzulegen. Die Enttäuschung war groß, wenn dieser auch noch nach Monaten keinerlei Anstalten machte, von sich aus drollige Kunststücke vorzuführen, und sich stattdessen in Ermangelung anderer Beschäftigung zum konsequentesten Kläffer der Nachbarschaft entwickelte.

Berti sah aus, als gehörte er nicht dazu. „Was ist denn das für einer?“, fragten die Leute und konnten es kaum glauben, dass er mit den Jack Russell-färbigen Welpen verwandt sein sollte. Anfangs war er noch durch die geschredderten Papierstreifen gestakst wie ein Tiger durch den Dschungel, dann, als sie plattgetreten und von Ausscheidungen durchtränkt waren, wurde auch er schlapp. Er hatte seit vielen Stunden nicht mehr getrunken und spürte den Durst wie eine Naturkatastrophe, wie eine Krankheit: umfassend, existenzbestimmend. Jedes Mal, wenn eines seiner Geschwister verschwand, war es für ihn, als würde ein Loch aufbrechen, durch das der Wind

hereinfuhr. Es wurde kälter und unwirtlicher um ihn, das Leben nahm einen lebensentziehenden Verlauf.

Für die Betrachter war Berti das, was er schon für Frau Fekete gewesen war: ein schwarzer Fleck. Nur ein einziges Mal hatte ihn ein Bub aufgehoben und genauer angesehen. „Iiihhh!“, sagte der Bub und drehte Berti auf den Rücken, „der hat ja eine Warze am Kinn, aus der ein fettes Haar wächst!“ Das war leider wahr und förderte Bertis Verkaufschancen nicht.

Als die Sonne tiefer in den Westen sank, packten die Feketes zufrieden ihre Jausenbrote aus. Breitbeinig, wie es der Ausdruck von Maskulinität verlangte, lümmelten sie in ihren Campingstühlen und kauten. Eine junge Frau näherte sich ihnen im Zickzack-Kurs, es sah fast ein wenig aus, als würde sie sich anpirschen. Sie trug Kleidung, die nach Abverkauf beim Textildiskonter aussah – geklaut beim Designer, hergestellt in einem Sweatshop in Bangladesch –, eine Drahtbrille, lange, halb um den Hals gewickelte Haare. Typ: Studentin der Bodenkultur. Vater und Sohn Fekete erkannten sofort, dass hier keine potentielle Kundin auf sie zuing, sondern jemand, der Ärger machen wollte, und sie setzten sich noch breitbeiniger hin, um Haltung zu demonstrieren. Dann stand die junge Frau vor dem geöffneten Kofferraum und ließ die Augen von einem Wäschekorb zum anderen schnellen. In ihrem Gesicht stand nicht Entzücken, wie in jenen der anderen Betrachter, sondern Entsetzen. Sie seufzte und schüttelte den Kopf, als würde sie auf ein fürchterliches Gemetzel hinabsehen. Als



die beiden Männer keinerlei Anstalten machten, ihren Zustand zu würdigen (der junge Fekete rülpste sogar laut, um seine Entspanntheit deutlich zu machen), begann sie laut zu schimpfen.

„Sie dürfen das nicht!“, rief sie, „Sie können doch hier nicht lebende Hunde verkaufen! Hören Sie auf damit, oder ich rufe die Polizei!“

Einen Moment lang überlegte Vater Fekete, ob es hier nun klüger wäre, des Deutschen mächtig zu sein oder eher nicht, und entschied sich für Ersteres. Sie irre sich leider, erklärte er der aufgeregten Frau, denn der Verkauf von Welpen am Straßenrand sei genauso legal wie der von Spargel, Erdbeeren, Honig oder Kirschen. Jeder dürfe seine eigenen Produkte verkaufen, ob sie das denn nicht wisse? Habe sie denn selbst noch nie etwas bei einem Straßenstand gekauft? Kürbisse? Marillen? Knoblauchketten? Die Frau bestand darauf, dass Tiere mit Obst und Gemüse nicht vergleichbar seien, aber man sah ihr an, dass sie unsicher wurde.

Tatsächlich hatten die Feketes bereits öfters Bekanntschaft mit aufgeregten Personen und der von diesen herbeigerufenen Polizei gemacht. Wenn die Beamten nichts Besseres zu tun hatten, machten sie ein bisschen Ärger, kontrollierten Ausweise, durchsuchten das Auto langwierig nach Drogen oder ließen die Hunde vom Amtstierarzt untersuchen. Es endete immer damit, dass man ihnen die Welpen wieder aushändigte und sie weiterfahren ließ – Eigentum war schließlich Eigentum und

Freiheit war Freiheit –, aber so eine Amtshandlung kostete doch viel Zeit. Es empfahl sich also, nichts unversucht zu lassen, und Herr Fekete senior griff zu seiner wirksamsten Waffe: Er holte einen putzigen, flauschigen Malteserwelpen aus dem Korb und reichte ihn der jungen Frau: „Wollen Sie halten?“ Sie konnte nicht widerstehen (wer konnte das schon?). Wie ein Schneeball saß das Hündchen auf ihren Handflächen, und als sie es an sich drückte, kletterte es hinter ihr Ohr, wo es etwas mit seiner Schnauze zu suchen schien.

„Ich kann sein Herz fühlen!“, hauchte die Frau, und Herr Fekete lächelte.

„Fünfhundert Euro“, sagte er, „Okkasion!“

„Es geht nicht“, erwiderte die Frau, „mein Freund hat eine Tierhaarallergie.“

„Wissen Sie was?“, sagte Herr Fekete. „Ich mache für Sie Sonderpreis. Spezialpreis, bester Preis von ganze Tag. Dreihundertfünfzig Euro.“

Der Welpen war auf die Handflächen der Frau zurückgekehrt. Plötzlich fielen ihm die Augen zu, der Kopf nickte zur Seite, er schlief ein. Was tatsächlich völlige Erschöpfung war, sah aus wie innigstes Vertrauen. Die junge Frau riss die Augen auf, man konnte sehen, wie es in ihr arbeitete. Wahrscheinlich zog sie gerade in Erwägung, ihren Freund umständehalber an einen guten Platz abzugeben. Sie bewegte lautlos die Lippen, als würde sie in Gedanken mit jemandem verhandeln. Dann fuhr plötzlich

ein neuer Geist in sie, und entschlossen legte sie den Welpen in den Wäschekorb zurück.

„Es ist keine Frage des Preises“, sagte sie, „es geht einfach nicht.“ Wie betäubt ging sie über den Parkplatz zurück zu ihrem eigenen Wagen, und die Feketes berieten sich sotto voce, ob die Sache mit der Polizei wohl vergessen wäre. Man beschloss, das Risiko einzugehen. Die dösenden Welpen wurden angestupst, aufgehoben und fallengelassen, damit sie noch einmal muntere Drolligkeit zur Schau stellten, denn wie ein Raubtier reagierte der Kunde vor allem auf Bewegung – reglose Tiere konnte er leicht übersehen.

Als sich von Osten her erste Dämmerung über das Stift Melk zu schieben begann und im Westen fruchtefarbene Wolkenrüschen die abstürzende Sonne schmückten, waren alle Welpen verkauft, mit Ausnahme jener beiden, für die man Unverkäuflichkeit prognostiziert hatte: Berti und ein Französisches Bulldoggenweibchen mit einer Augenentzündung, die selbst für die mildtätigsten Seelen nach zu hohen Tierarztkosten aussah. Die normalerweise weißen Halbmonde, die die Augäpfel links und rechts wie eine Klammer einfassten, waren blutigrot, an den Lidern klebte weißlicher Schleim, und trübe Tränenflüssigkeit tröpfelte über das Gesicht, bis sie im Fell kristallisierte.

## 6.

Sie hatten die Grenze nach Ungarn bereits wieder überquert, als Frau Fekete ihren Mann am Handy anrief,

um sich nach dem Erfolg des Verkaufstages zu erkundigen. Er schilderte ihr das herrliche Wetter, das dazu beigetragen hatte, dass viele Menschen am Parkplatz umherschlenderten und die Blicke schweifen ließen, die sie schließlich zu der geballten Ladung Kindchenschema führten, das sich in den ausgestellten Wäschekörben befand. Obwohl einige harte Feilscher unter den Kunden gewesen waren, hatte man mehr als achttausend Euro eingenommen. Nur jene beiden Welpen, für die man ohnehin nichts anderes erwartet habe, erzählte Herr Fekete, seien übriggeblieben: die Triefäugige und der Schwarze.

„Bist du sie schon losgeworden?“, fragte Frau Fekete. Ihr Mann, dem Verschwendung zuwider war, protestierte wie immer in solchen Fällen: Vielleicht werde die eine ja noch gesund und der andere noch niedlich, sodass man am Ende doch ein gutes Geschäft mit ihnen machen würde. Aber seine Frau hatte für Mängel Exemplare, Ladenhüter und Restposten nichts übrig. Entweder man retournierte die Welpen an ihre Mütter, dann dauerte es länger, bis diese wieder läufig wurden, oder man kümmerte sich selbst um sie, und dafür hatte man keine Zeit. Also gab es nur eine Lösung.

Seufzend legte Herr Fekete das Handy weg und hielt am Straßenrand. Hier befand sich ein Zuckerrübenfeld, auf der gegenüberliegenden Seite ein Sonnenblumenfeld. Die Pflänzchen waren noch hellgrün und taumelten unbeholfen aus den gepflügten Furchen. Die Straße, die durch das

weite, flache Land schnitt, war von Sanddornbüschen gesäumt.

„Schmeiß sie raus“, sagte Herr Fekete zu seinem Sohn.

„Hab ich doch gleich gesagt, dass wir die loswerden müssen“, erwiderte jener, obwohl er zwar nichts gesagt, aber an die Notwendigkeit einer solchen Maßnahme gedacht hatte. Er stieg aus und ging zum Kofferraum.

„Du musst auf den Knopf drücken!“, schrie er nach vorne zu seinem Vater, der in Gedanken versunken war. Der Wind, der sich gerade zu einem abendlichen Sturm aufbaute, piff so laut, dass man das Klicken der Entriegelung nicht hörte. Die beiden Welpen lagen aneinandergeschmiegt in einer der Transportboxen und schliefen. Der junge Fekete nahm einen in jede Hand und überlegte, sie in hohem Bogen in den Zuckerrübenacker zu werfen. Dann wirkte auch auf ihn das Kindchenschema, gegen das er noch nicht ganz immun war, und er ging einige Schritte einen Feldweg hinein, an dessen Saum aus hohem, strohigem Gras er die Welpen absetzte. Er ging zum Wagen zurück, und kaum hatte er die Türe hinter sich zugeschlagen, stieg sein Vater aufs Gas.

Lange dauerte die Dämmerung über der Ebene, wo weder Hügel noch Berg die chemischen Reaktionen in der Atmosphäre überdeckten. Berti lauschte dem Pfeifen, Hochrauschen und Zusammenstürzen des Windes, den Halbtonverschiebungen im Brummen der vorbeifahrenden Autos. Es roch überwiegend nach Erde, vereinzelt nach Vögeln, leider aber aus keiner Richtung nach Wasser. Erst

als die Sonne untergegangen und Nebel eingefallen war, konnte Berti von den Halmen Wassertropfen lecken. Die kleine Französische Bulldogge hatte sich ins Gras verkrochen und dämmerte vor sich hin, sie hatte keine Kraft mehr, ihren Durst zu stillen. Es wurde kälter, Berti schmiegte sich an seine winzige Leidensgenossin und vermisste die große, warme, atmende Flanke seiner Mama Pihe.

In der Nacht wachte er durch einen scharfen, beängstigenden Geruch auf. Jemand war da, jemand, der nach Hund roch, aber mit der Note des Einzelgängertums, der Gesetzlosigkeit. Instinktiv richtete sich Berti auf und sträubte das Nackenfell. Der Fuchs kam näher, um die Fremden zu beschnüffeln. Da stieg aus Bertis Kehle das erste Knurren seines Lebens. Wie Geröll, das vom reißenden Wasser über den Grund eines Wildbaches geschliffen wurde, klang die Abfolge tiefer, bedrohlicher Töne. Der Fuchs, der keinen großen Hunger hatte, beschloss, sich die Stelle für eine spätere Rückkehr zu merken, und trollte sich.

## 7.

Der Bauer János Hatvany war Spiegeltrinker. Dies bewirkte, dass er die Welt in angenehmen Farben und wohltuend unklaren Schattierungen sah. Als er an jenem Morgen kurz nach fünf Uhr über den Feldweg schritt, sah er über den ganzen weiten Himmel ein herrliches Aquarell in blassen Gelb-, Blau- und Weißtönen gespannt, das im